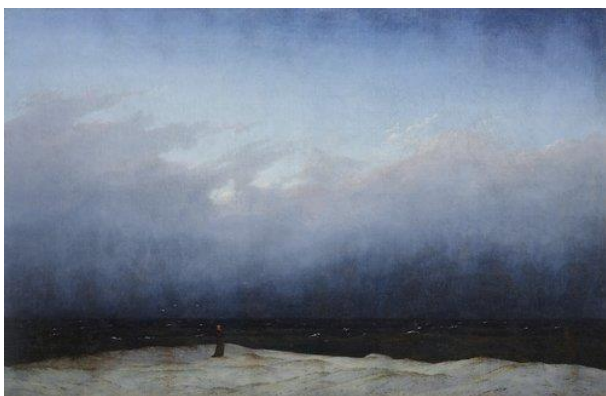


## St. Albanikirche, Göttingen

### 23. Sonntag nach Trinitatis (3.11.2024)

*Caspar David Friedrich* wurde vor 250 Jahren, 1774 in Greifswald geboren, hat mit 20 Jahren ein Studium an der Kunstakademie in Kopenhagen begonnen und ging vier Jahre später nach Dresden, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1840 lebte. *Caspar David Friedrich* ist berühmt für seine Landschaftsbilder. Sie sind sehr genau gemalt, aber sie zeigen selten eine wirkliche Landschaft. Es sind Bilder, die er vor seinem inneren Auge gesehen hat. Und es sind Bilder, die uns immer etwas zu sagen haben. *Caspar David Friedrich* hat damit oft etwas zum Ausdruck gebracht, was sich in Worte nicht so leicht fassen lässt.



*Caspar David Friedrich* (1774–1840), *Der Mönch am Meer* (1810), Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin / Andres Kilger ([CC BY-NC-SA](#))

*Herrlich ist es, in einer unendlichen Einsamkeit am Meeresufer, unter trübem Himmel, auf eine unbegrenzte Wassermüste, hinauszuschauen. Dazu gehört gleichwohl, daß man dahin gegangen sei, daß man zurück muß, daß man hinüber mögte, daß man es nicht kann, daß man Alles zum Leben vermißt, und die Stimme des Lebens dennoch im Rauschen der Fluth, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken, dem einsamen Geschrei der Vögel, vernimmt. [...] Nichts kann trauriger und unbehaglicher sein, als diese Stellung in der Welt: der einzige Lebensfunke im weiten Reiche des Todes, der einsame Mittelpunkt im einsamen Kreis. Das Bild liegt, mit seinen zwei oder drei geheimnißvollen Gegenständen, wie die Apokalypse da [...], und da es, in seiner Einförmigkeit und Uferlosigkeit, nichts, als den Rahm, zum Vordergrund hat, so ist es, wenn man es betrachtet, als ob Einem die Augenlieder weggeschnitten wären. (Heinrich von Kleist, Berliner Abendblätter, 13.10.1810)*

So war es in den Berliner Abendblättern vom 13. Oktober 1810 über das Bild *Der Mönch am Meer* zu lesen. Den Anfang haben *Achim von Arnim* und *Clemens Brentano* formuliert, den Schluss *Heinrich von Kleist*. Das Bild wurde gerade zusammen mit der „Abtei im

Eichwald“ in Berlin ausgestellt. Damit gelang *Caspar David Friedrich* der Durchbruch. Er präsentierte sich mit seiner ganz eigenen Art der Landschaftsmalerei.

Auf diesem nicht eben kleinen Bild (110x171 cm) ist nur wenig zu sehen: ein schmaler Strand, ein dunkles, aufgewühltes Meer und ein Himmel – am Horizont finster, nach oben hin heller; im Vordergrund eine kleine Gestalt, ein Mensch in dunkler Kleidung, und wenn man genau hinsieht noch ein paar Möwen. Das war's. Untersuchungen habe gezeigt, dass *Caspar David Friedrich* ursprünglich noch Segelboote und Netzreusen gemalt hat. Aber die hat er wieder übermalt.

Dieses Bild hat – außer dem nicht ganz leicht zu erkennenden Horizont – keine festen Linien oder Achsen. Das ist für diesen Maler sehr ungewöhnlich, hat er doch sonst seine Bilder meist sehr genau strukturiert. Aber weder auf der Mittelachse noch im goldenen Schnitt ist hier irgendwas Besonderes zu sehen. Das Auge findet kaum einen festen Halt, *so ist es, [...] als ob Einem die Augenlieder weggeschnitten wären.*

Werfen wir einen Blick auf den Menschen, der da so einsam steht. Er ist in ein langes, dunkles Gewand gekleidet, wendet uns den Rücken zu, hat die Arme vor der Brust verschränkt, die linke Hand am Kinn und blickt hinaus auf's Meer. Er wirkt versonnen, nachdenklich. Doch was mag er denken? Was empfinden wir bei einem solchen Blick auf das weite, dunkle Meer, auf einen teils verfinsterten, teils offenen Himmel? –

*Caspar David Friedrich* hat sich nicht oft zu seinen Bildern geäußert. Er wollte durch seine Bilder und nicht durch Worte etwas ausdrücken. Aber zu diesem Bild gibt es einen Brief vom August 1809:

*Und sännest du auch vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zur sinkenden Mitternacht; dennoch würdest du nicht ersinnen, nicht ergründen das unerforschliche Jenseits! Mit übermüdigem Dünkel wähtest du der Nachwelt ein Licht zu werden, zu enträtseln der Zukunft Dunkelheit! Was heilige Ahndung nur ist nur im Glauben gesehen und erkannt, endlich klar zu wissen und zu verstehn! Tief zwar sind deine Fußstapfen am öden sandigen Strande; doch ein leiser Wind weht darüber hin, und deine Spur wird nicht mehr gesehen: Törichter Mensch voll eitlem Dünkel! – (Caspar David Friedrich, An Johannes Schulze, ca. August 1809, in: ders., Die Kunst als Mittelpunkt der Welt. Ausgewählte Briefe und Schriften, hrsg. von Johannes Grave u.a., 2023, S. 27 [28])*

„Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“ (EG 382)



Caspar David Friedrich (1774–1840), Abtei im Eichwald (1809), Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin / Andres Kilger (CC BY-NC-SA)

*Jetzt arbeite ich an einem großen Bilde, worin ich das Geheimnis des Grabes und der Zukunft darzustellen gedenke. Was nur im Glauben gesehn und erkannt werden kann und dem endlichen Wissen der Menschen ewig ein Rätsel bleiben wird. (Caspar David Friedrich, ebd., S. 28f.)* So heißt es in dem selbem Brief vom August 1809 über die *Abtei im Eichwald*.

Konzentrieren wir uns zunächst auf das Geschehen in diesem Bild. Es ist eine finster-neblige Schneelandschaft. Ganz vorne in der Mitte des Bildes sehen wir ein frisch ausgehobenes Grab. Ein Stück dahinter steht die Ruine einer Kirche. Durch den Torbogen hindurch blicken wir auf ein großes Kreuz. Eine kleine Schar schwarz gekleideter Menschen trägt einen Sarg und begleitet ihn auf dem Weg zu seinem Grab.

Ringsumher sehen wir nichts als Schnee, Grabkreuze, Baumstämme und einen grau-braunen Nebel, der die Sicht verhängt. Es ist eine gedämpfte, ja, gedrückte, triste Szenerie. Alle Zeichen stehen auf Abbruch, Kälte, Dunkelheit und Tod. Die Mönche wirken wie die letzten verlorenen Vertreter ihrer Art. Ihrer aller Zukunft ist das Grab.

Wenn man manche Propheten unserer Zeit hört, könnte man auf die Idee kommen, dieses Bild zeige die Zukunft der Kirche. Wir werden weniger. Unsere Gebäude können wir nicht mehr erhalten. Die Umwelt begegnet uns desinteressiert, kalt und abweisend. Irgendwann wird es nur noch darum gehen, die Reste abzuwickeln und die letzten zu begraben. „Der Letzte macht das Licht aus.“

Ob das ein realistisches Bild ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es nur ein kleiner Teil der ganzen Wahrheit, die uns *Caspar David Friedrich* vor Augen stellt. Über der Szenerie ragt die Ruine in die Höhe. Oberhalb des Nebels ist es hell. Das Fenster gewährt einen Durchblick auf den Himmel. Die Baumstämme verzweigen

sich. Sie sind zwar kahl, wirken aber gleichwohl lebendig. Man ahnt, dass dort wieder Laub sprießen wird.

Das Fenster der Ruine weist wie ein Pfeil nach oben in den Himmel. Es ist der Himmel, der den weitaus größten Teil des Bildes einnimmt. Im Vordergrund noch ein wenig verhangen wird er nach hinten immer lichter. Gegenüber der Enge und Gedrücktheit auf dem Boden erleben wir eine ungeheure Weite. Kein Horizont begrenzt diesen Himmel.

Im Unterschied zu dem vorigen ist dieses Bild sehr genau konstruiert. Grab, Torbogen, Kreuz und Fenster liegen genau auf der Mittelachse. Die großen Bäume flankieren die Ruine im goldenen Schnitt. Und auch in der Horizontalen gliedern diese Achsen das Bild. Und weitere Linien und Proportionen könnte man ausfindig machen.

Als Betrachter sehen wir auf dem Bild etwas, was den Menschen dort unten verborgen ist. Über ihnen öffnet sich ein weiter Himmel, den sie in Wald und Nebel aber nicht sehen. Wir haben eine Wirklichkeit vor Augen, die sie allenfalls ahnen können. Doch es gibt ein Hoffnungszeichen in dieser Finsternis. Im Torbogen erkennen wir links und rechts vom Stamm des Kreuzes zwei kleine Lichter. Es sind die Flammen der Altarkerzen in dieser Ruine. Es sind die Zeichen der Hoffnung in einer finsternen Welt.

Im Roman *Doktor Faustus* von *Thomas Mann* wird erzählt, wie der Komponist *Adrian Leverkühn* das Oratorium „Doktor Fausti Weheklag“ komponiert, um damit, wie er sagt, die Neunte Sinfonie von *Ludwig van Beethoven* „zurückzunehmen“. Nachdem sein Neffe an einer Hirnhautentzündung qualvoll gestorben ist, konnte er den Optimismus dieser Sinfonie nicht mehr ertragen und wollte ihm etwas entgegengesetzen. Und so schreibt der Chronist des Romans am Ende über das Stück seines Freundes:

*Hört nur den Schluß, hört ihn mit mir: Eine Instrumentengruppe nach der anderen tritt zurück, und was übrig bleibt, womit das Werk verklängt, ist das hohe g eines Cello, das letzte Wort, der letzte verschwebende Laut, in pianissimo-Fermate langsam vergehend. Dann ist nichts mehr, – Schweigen und Nacht. Aber der nachschwingend im Schweigen hängende Ton, der nicht mehr ist, dem nur die Seele noch nachlauscht, und der Ausklang der Trauer war, ist es nicht mehr, wandelt den Sinn, steht als ein Licht in der Nacht. (Thomas Mann, Doktor Faustus [1947], GKFA 10.1, 2007, S. 711)*

Improvisation zu „Gott ist gegenwärtig“ (EG 165)

Prädikant Dr. *Hendrik Munsonius*